

Vortrag, gehalten auf dem 12. Philosophicum in Lech/Arlberg gehalten am 20.9.08; erschienen in: „Geldwert und Geldgier. Zur Macht einer globalen Illusion“; in: Konrad Paul Liessmann (Hg.): Geld. Was die Welt im Innersten zusammenhält? (Philosophicum Lech), Wien 2009 (Zsolnay), S. 207-238

Geldwert und Geldgier – Zur Macht einer globalen Illusion

Karl-Heinz Brodbeck

Die Geldgier der Menschen findet ein seltsam zwiespältiges Urteil. Sofern bei Managern, Gewerkschaftsbossen auf anrühigen Urlaubsreisen, bei Lohnforderungen von Fluglotsen oder Lokführern Geldgier diagnostiziert wird – und die Presse war in den letzten Jahren voll davon –, dann gilt die Geldgier als abstoßende Leidenschaft, die man vorwiegend bei *anderen* identifiziert. Blickt man in die Lehrbücher der Wirtschaftswissenschaften, so ist dort von Geldgier keine Rede – und dennoch wird sie unter anderem Namen als urmenschliche Natur postuliert. Die Ökonomen schreiben ein diesbezügliches Verhalten dem *homo oeconomicus* zu oder verwenden den wohlklingenden Titel: „Das Rationalitätspostulat“. Gemeint ist aber dasselbe: Es sei das oberste Ziel menschlichen Handelns, ein Maximum an Nutzen oder Gewinn zu erstreben. Was der Theorie als anthropologische Konstante, als unabdingbare Voraussetzung gilt, das wird in ihrer *konkreten* Erscheinungsform im wirtschaftlichen Alltag häufig mit Abscheu gebrandmarkt.

Unter den Wirtschaftswissenschaftlern findet sich kaum einer, der die Geldgier wirklich beim Namen nennt. Eine wichtige Ausnahme ist John Maynard Keynes, der auch von seinen Gegnern als einer der größten Ökonomen des 20. Jahrhunderts anerkannt wird. Keynes sagte über eine bessere Zukunft:

„Die Liebe zum Geld als Besitz – unterschieden von der Liebe zum Geld als Mittel für die Freuden und Realitäten des Lebens – wird (in der Zukunft, KHB) als das erkannt werden, was es ist, als ekelhafte Krankheit, eine dieser halb-kriminellen, halb-pathologischen Eigenschaften, die man mit einem Schauer den Spezialisten für Geisteskrankheiten übergibt.“¹

Aber auch Keynes überantwortete diese Geisteskrankheit der Geldgier in der Gegenwart nicht einem Psychiater, sondern meinte, wir müssten mit dieser halb-kriminellen, halb-pathologischen Eigenschaft noch eine ganze Weile leben.

Zwei Thesen

Was ist der Grund für diese seltsam zwiespältige Beurteilung der Geldgier? Er liegt im *Objekt* dieser „ekelhaften, halb-pathologischen“ Eigenschaft: Dem Geld selbst und seinem Wert. Eine Leidenschaft, die sich so zwiespältig zeigt, hat ihren Grund in einem nicht minder zwie-

¹ J. M. Keynes, CW IX, S. 329; meine Übersetzung.

spältigen Gegenstand. Und in diesem Gegenstand, im Geld, sind nicht wenige Geheimnisse vermutet worden. So präsentiert sich auch die Lehre vom Geld vielstimmig und widersprüchlich. Die meisten Ökonomen werden, wenn man sie fragt, was denn nun Geld sei, mit einem vor allem in der angloamerikanischen Welt weit verbreiteten Spruch antworten: *Money is what money does.*² Nun ist diese Definition ebenso zirkulär wie nutzlos. Denn um zu wissen, was denn Geld so alles anstellt mit den Menschen und ihrer Gesellschaft, müsste man es eindeutig identifizieren können. Doch das Geld zeigt sich in so vielen Erscheinungsformen, dass man sicher nicht *einfach* sagen kann, was die *Funktionen* des Geldes sind, die zu erfüllen seine Aufgabe sein soll.

Der Grund für die am Geld scheinbar zu entdeckenden Rätsel, Unschärfen und Verschleierungen, liegt in der Struktur des Geldes selbst. Ich möchte hierzu zwei, zugegeben provokative Thesen formulieren.

- *Erste These:* Der traditionellen ökonomischen Theorie ist es nicht gelungen, das Geld zu erklären, weshalb auch der Umgang mit dem Geld und die Geldgier ein ungelöstes Rätsel geblieben sind.
- *Zweite These:* Für das Geld und seinen Wert gibt es keinen realen Grund. Man kann es nicht aus etwas anderem ableiten oder auf ein sicheres Fundament zurückführen. *Geld ist eine globale Illusion.*³

Diese zweite These, ausgesprochen in einer Welt, von der gesagt wird, sie werde vom Geld regiert, scheint auf den ersten Blick absurd. Ich muss also gute Argumente anführen. Dazu ist es erforderlich, auch etwas genauer darauf zu schauen, wie Wirtschaftswissenschaftler das Geld erklären. Denn wenn das Geld die Welt regiert, dann ist die Wissenschaft vom Geld, die Ökonomik, eine Herrschaftswissenschaft. Was für den Gott der Religionen der Theologe, das ist für den Gott der Märkte – das Geld – der Ökonom.

Auch wenn Geld eine Illusion ist, so besitzt diese Illusion doch eine große Macht. Sie ist so mächtig, dass sehr viele Menschen sogar davon überzeugt sind, Geld sei die allerrealste Sache der Welt. Und die allerwichtigste. Es genügt, ein wenig Alltagsgespräche zu belauschen. Durch die alltäglichen Nöte und Sorgen taucht mit großer Selbstverständlichkeit *eine* Frage immer wieder auf: Man spricht von Geld, das man nicht oder zu wenig davon hat, von dem man aber auf jeden Fall *mehr* besitzen möchte. Geld ist eine Selbstverständlichkeit geworden. Es ist so selbstverständlich, dass wir auch unsere Beziehungen darüber abwickeln. Alles wird zuerst in Geld bewertet und dann gezahlt. Selbst auf unsere Freunde „zählen“ wir, wir „rechnen“ mit ihnen. Was für Karl Marx und Georg Simmel noch eine große Entdeckung war – das Rechnen mit und Denken in Geld dringt in jede Ritze der Alltagswelt –, ist inzwischen *fraglos* geworden, und dies auf dem ganzen Planeten.

Wie kann man also solch eine selbstverständliche, von allen anerkannte, wertgeschätzte, ja heiß begehrte Sache wie das Geld eine *Illusion* nennen? Man mag Illusionen *über* das Geld hegen wie über andere Dinge, doch wie soll das Geld in seinem Innersten, in seinem Wesen eine Illusion *sein*? Ich möchte zur Erläuterung meiner These zwei Gedankenreihen verfolgen:

² Diese Formel ist eine Verkürzung eines Satzes des amerikanischen Ökonomen Francis A. Walker: „That which does the money-work is the money-thing.“ F. A. Walker (1892), S. 123.

³ Vgl. zu diesem Begriff der „Illusion“: K.-H. Brodbeck (2000); (2002).

Einmal werfe ich einen etwas genaueren Blick auf die Begründungen der Ökonomen, sofern sie von Geld sprechen. Zum anderen möchte ich die Mängel und Widersprüche, die sich dabei aufdecken lassen, als Ausgangspunkt für eine *positive* Erklärung nehmen. Beide Zugangsweisen sind, wenn man sie *gründlich* durchführt, sehr umfangreich.⁴ Doch die wichtigen Punkte lassen sich auch knapp und zusammengefasst darstellen.

Zur Phänomenologie des schwindenden Geldwertes

Bevor ich beiden Pfaden folge, möchte ich durch einen Blick rein auf das *Phänomen* Geld und die Finanzmärkte plausibel machen, dass der Gedanke, hier handle es sich um eine Illusion, die von Milliarden Menschen geteilt wird, gar nicht mehr so abwegig erscheint. Seit die Finanzmärkte in den 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts die Wirtschaft global zu beherrschen begannen, sind auch die Nachrichten von der Börse in die breiten Medien vorgezogen: Wenn schon nicht, wie bei den reinen Nachrichtensendern, im Fernsehen ein Laufband mit aktuellen Börsenkursen unter den übrigen Bildern des aktuellen Geschehens mit der Beharrlichkeit des scheinbar Unvermeidlichen die Finanzmärkte permanent ins Bewusstsein rückt, so sind wenigstens Börsennachrichten inzwischen unabtrennbarer Teil der Berichterstattung. Betrachtet man den Bildschirmaufbau eines Nachrichtensenders, so gibt er nahezu vollkommen das wieder, was man als Aufbau der wirklichen Verhältnisse auf diesem Planeten beobachtet: Das Fundament (kenntlich am Laufband der Börsenkurse) ist das Geld. Alles, was immer sonst geschieht, geschieht nur auf dieser Grundlage und wird davon getragen und regiert. Über dieser Grundlage erhebt sich dann eine bunte und vielfältige Welt, über die berichtet wird – von der Klimakatastrophe bis zu Verkaufsverhandlungen bei Profifußballern. Was immer es an Zielen und Problemen „über dem Laufband“ gibt, das Geld und die Finanzmärkte sind Bedingung oder wesentliches Element der Problemlösung. Dass die Welt der Unterhaltung, der Mode, der Luxusprodukte auf die gefüllten Portemonnaies der Käufer zielt, ist evident. Aber auch alle anderen Probleme, so sagen die Ökonomen, lassen sich nur dadurch lösen, dass man sie in *Marktprobleme* verwandelt: Wir verschmutzen unsere Umwelt? Also muss man eine Börse für Verschmutzungsrechte schaffen. Aufgrund der Alterung der Bevölkerung gibt es Probleme bei der Rentenfinanzierung? Also muss man die Vorsorge den Kapitalmärkten durch private Versicherungen überlassen. Auf irgendeinem Kontinent gab es eine Katastrophe? Also sammeln wir Geld – die Ursachen sind ohne Interesse. Diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren.

Das immer mehr gesuchte Fundament zur Lösung aller nur erdenklichen Probleme ist der Markt. Doch dieses Fundament ist weit davon entfernt, stabil zu sein. Über Nacht können Banken zusammenbrechen, Kredite platzen, Insolvenzen auftreten und ganze Märkte schrumpfen. Es heißt dann, in wenigen Tagen seien Milliarden Euro, Dollar oder Yen „vernichtet“ worden. Immobilienwerte, die gestern noch endlos zu steigen schienen, brechen zusammen und halbieren sich – wie in Tokio in der 90er Jahren oder in der Subprime-Krise in den USA. Eine Bilanzmanipulation kann, wie im berühmten Enron-Fall, die Altersvorsorge von Zehntausenden von Mitarbeitern in Luft auflösen. Legen diese Beispiele nicht wenigstens den Gedanken nahe, dass Geldwerte eine reine Illusion sind? Offenbar verschwinden über Nacht ganze Vermögen. Übrigens durchaus auch in dem Bereich, den man den „realen Sektor“ der Wirtschaft nennt. Ein Beispiel: Ein Unternehmen verwendet eine Maschine zur

⁴ Vgl. ausführlich dazu K.-H. Brodbeck (2009).

Herstellung irgendeines Produkts. Der Wert der Maschine wird ordentlich verbucht. Denken wir nun folgende Situation: Ein Wettbewerber dieses Unternehmens führt eine völlig neue Maschine ein, die wesentlich kostengünstiger zu produzieren erlaubt. Er senkt die Preise und stellt damit das zuerst genannte Unternehmen vor die Alternative: Entweder dieses Unternehmen erwirbt auch die neue Maschine und verschrottet die alte, oder es wird mittelfristig vom Markt verdrängt, weil die Kosten zu hoch sind. Was geschieht nun mit dem vermeintlich „objektiven Buchwert“ der alten Maschine? Er hat sich, obwohl die alte Maschine ganz unverändert funktionstüchtig ist, wiederum über Nacht ins Nichts aufgelöst.

Dieses Phänomen, dass im industriellen Wettbewerb, an den Aktien-, Rohstoff- und Devisenmärkten sehr rasch Werte einfach „verschwinden“ oder neu entstehen ist ein unmittelbarer Hinweis darauf, dass offenbar das Geld nicht von sich her einen Wert verkörpert und eine verlässliche, objektive Bezugsgröße darstellt, auf deren Grundlage wir die meisten gesellschaftlichen Beziehungen abwickeln.

Das Rätsel der Geldmenge und Alan Greenspans Geständnis

Wie geht die ökonomische Theorie mit diesem Problem um? Die häufigste Form: Man ignoriert es. Die heute herrschende ökonomische Theorie – die „Neoklassik“ oder „Mikroökonomie“ – ist eine sog. „Realtheorie“. Sie behauptet, Geld sei nur ein Schleier über den *wirklichen* Vorgängen in der Wirtschaft. Man konnte das bei Finanzkrisen auch immer wieder als Kommentar hören: Die *reale* Wirtschaft sei in Ordnung, „nur“ an den Finanzmärkten herrsche eine gewisse Unruhe, die nicht auf den „realen Sektor“ überspringen werde. Diese Vorstellung ist sehr merkwürdig. Denn das, was man die „reale Wirtschaft“ nennt, wird Tag für Tag nur über Geld und Kredit abgewickelt. Ohne Geld gibt es keine Transaktion, keinen Kauf und Verkauf, keine Investition – kurz, keinen Markt. Die Idee, man könne Märkte also *real*, ohne Geld erklären oder beschreiben, scheint einigermaßen absurd zu sein. Dennoch wird eben dies als Grundlage in den Wirtschaftswissenschaften gelehrt, offenbar erfolgreich, wie man vielen Kommentaren in den Medien entnehmen konnte.

Diese seltsame Vorstellung, dass Geld eigentlich keine wesentliche Rolle spiele, dass hier nur reale Kräfte wie Produktionstechniken, Konsumentenwünsche und Kommunikationsmedien am Werke seien, hat ihren Grund in einem Gedanken, der ins Mittelalter zurückreicht. Die scholastischen Philosophen begannen den in Geld ausgedrückten Preis vom wahren Wert einer Sache zu unterscheiden. Zunächst war dieser „wahre Wert“, der sich im „gerechten Preis“ ausdrücken sollte, eher eine moralische Vorstellung. Die französischen und englischen Ökonomen haben im Zuge der Aufklärung diese Moral naturalisiert. Sie haben den „wahren Wert“ der Dinge in der menschlichen Arbeit gesehen. Die in Geld ausgedrückten Preise seien nur eine verschleierte Form des wahren Wertes, der in den Waren verkörperten Arbeitsmenge. Karl Marx hat diese Vorstellung dann übernommen und daraus seine Theorie der Ausbeutung der Arbeiter entwickelt. Da man aber die Arbeitsmenge praktisch nicht messen konnte – so die These –, griff man auf eine *besondere* Ware zurück: Das Gold.

Noch heute ist diese Vorstellung sehr weit verbreitet, dass nur *Gold* das wahre Geld sei, weil nur das Gold den wirklichen Wert – im Unterschied zum bloßen Papiergeld – repräsentiere. Wer sich die Zeit nimmt und auf YouTube sucht, der wird rasch mit einer Fülle von Videos eingedeckt, worin allerlei Geldverschwörungen gegen die „wahre“ Goldwährung „aufgedeckt“ werden. Auch die zeitgenössischen Ökonomen, die nicht mehr daran glauben, dass

nur *Gold* einen Wert besitzt, halten an der Vorstellung einer *realen Wertschöpfung* fest, die sich „hinter dem Schleier des Geldes“ in der Wirtschaft vollziehe. An die Stelle des Goldes als Maßeinheit ist die „Deflationierung“ der Preise getreten. Damit will man den realen Wert des Geldes messen. Dies geschieht so, dass man einen Warenkorb mit ausgewählten Produkten und Dienstleistungen zugrunde legt, mit den jeweiligen Preisen multipliziert, und die Veränderung dieses Warenkorbs über die Zeit vergleicht. Steigt sein Wert, so spricht man von „Inflation“. Und mit Hilfe der daraus ermittelten Inflationsrate wird dann der Wert des Geldes gemessen.

Diese Methode hat aber einige Schönheitsfehler: In diesem Warenkorb sind die für die Finanzmärkte wichtigsten Produkte nicht enthalten. Wenn an den Aktienmärkten die Kurse steigen, so spricht man gerade *nicht* von Inflation, sondern von „steigenden Gewinnerwartungen“. Auch Arbeitsleistungen oder öffentliche Güter, die vom Staat gegen Steuern bereitgestellt werden, gehören nicht zum Warenkorb, der die Inflation messen soll. Wenn man also versucht, mit Hilfe solch eines Inflationsmaßes den *wahren Wert des Geldes* zu ermitteln, so sieht man sich betrogen. Mehr noch, schon der Begriff der *Geldmenge* wird dadurch sinnlos. Alan Greenspan, der frühere amerikanische Notenbankchef, machte, nachdem er aus dem Amt ausgeschieden war, ein ungeheuerliches Geständnis – auch wenn seine Bemerkungen von der Öffentlichkeit und von der Wissenschaft weitgehend ignoriert wurden. In einem Interview im Sommer 2007 mit dem Wirtschaftskanal „Bloomberg“ sagte Greenspan, frei übersetzt, folgendes: Geld kann man nicht als Quantität messen. Die Wirtschaftswissenschaft kann deshalb auch nichts Verlässliches über Finanzmärkte und in der Folge für die Gesamtwirtschaft vorhersagen.⁵

Da hat jemand über 18 Jahre hinweg die Geldgeschicke einer ganzen Nation, ja mehr oder weniger der weltweiten Finanzmärkte wesentlich mitgestaltet, um dann am Ende zuzugestehen, dass man das, womit er täglich umging, gar nicht mengenmäßig (und damit als Wert) erfassen kann und dass nicht zuletzt deshalb Ökonomen nicht fähig seien, gültige Prognosen zu formulieren. Wer über einen gewissen Zeitraum die Wirtschaftspresse verfolgt, wird von dieser Diagnose kaum überrascht sein. Die Ökonomik ist nicht fähig, auch nur kurzfristig halbwegs zutreffende und tragfähige Prognosen zu formulieren. Sicher ist nur: Auch die nächste Prognose der Wirtschaftsforschungsinstitute, der wissenschaftlichen Beiräte der Regierungen, der Prognoseabteilungen von Banken usw. wird *wieder* eine Fehlprognose sein.

Das theoretische Fundament der modernen Theorien über die Wirtschaft, die These, dass hinter dem Schleier des Geldes sich eine solide, reale Sphäre befinde, die durch eigene Gesetze oder objektive Werte bestimmt sei, erweist sich dann, wenn es zum Schwur kommt – also zur Überprüfung von Prognosen –, als leere Behauptung. Wichtige Ökonomen, jene, die Einfluss in der Geldpolitik haben, geben zu und wissen, dass man die Geldmenge eigentlich nicht messen kann; alles, was hier gemessen wird, ist sehr spekulativ, beruht auf Annahmen und höchst wackeligen Informationen. Der ganze Planet wird also durch etwas organisiert, das auch diejenigen, die sich viele Jahre theoretisch und praktisch damit befassen, weder messen noch eigentlich kontrollieren können. Alle wirtschaftlichen Prozesse, aber auch nahezu alle anderen Lebensbereiche, laufen immer durch das Geld hindurch. Und dennoch

⁵ http://www.bloomberg.com/avp/avp.aspx?clip=mms://media2.bloomberg.com/cache/vzcbGetE_2is.asf (download am 20. September 2007).

sind die Auskünfte derer, die sich professionell mit dem Geld befassen, in dieser so zentralen Frage merkwürdig schweigsam.

Theorien über das Geld

Es gibt natürlich viele Theorien über das Geld. Doch wenn man diese Theorien kritisch sieht – wozu einige Zeit und viel Geduld erforderlich ist –, dann kristallisieren sich eigentlich nur sehr wenige Gedanken heraus, die in etwas anderer Gestalt immer wiederkehren. Ich muss es mir hier leider verkneifen, die Anfänge der Geldtheorie bei Platon und Aristoteles genauer darzustellen, dies jedoch nicht, ohne wenigstens zu bemerken, dass viele wichtige Elemente späterer Geldtheorien sich bereits in zwei Büchern des Aristoteles finden – der *Nikomachischen Ethik* und der *Politik*. Das arabische und europäische Mittelalter hat diese Erkenntnisse übernommen, vertieft und kommentiert. Ihren Abschluss fand dieser theoretische Strom bei einem nur wenig bekannten mittelalterlichen Philosophen – Nicolas von Oresme –, von dem, als seine Texte im 19. Jahrhundert neu entdeckt und übersetzt wurden, ein damals sehr berühmter Ökonom (Wilhelm Roscher) meinte, die Theorie von Nicolas enthalte alles, was die moderne Ökonomie über das Geld wisse.

Ich weise auf diese Vorläufer hin, um zu betonen, dass die zentralen Thesen in der Geldtheorie ziemlich alt sind und nur ihr Kleid gewechselt haben. Wenn dieses Kleid eine moderne mathematische Form annimmt, dann schreckt das viele ab und scheint die hohe Wissenschaft, die *science* vom Alltag zu trennen. Doch ich darf verraten, sozusagen als Whistleblower aus der Zunft, dass die neueren Geldtheorien nicht nur alter Wein in neuen Schläuchen sind, sondern zudem hinter einem Wall an Gleichungen, Tabellen und Grafiken nur die schlichte Wahrheit verbergen, dass sich das, wovon die Rede ist – *das Geld* – weder als Quantität genau messen noch sich zuverlässig etwas über seine Wirkungen vorhersagen lässt.

Ich greife nur zwei Erklärungen des Geldes heraus, die allerdings jede für sich einen *Typus* verkörpern. Man kann diese beiden Typen kurz so umschreiben: Der erste Erklärung – sie stammt von Carl Menger, einem österreichischen Ökonomen – vertritt die These, dass das Geld evolutionär aus dem Tausch, dem Markt hervorgegangen ist. Man spricht auch von der Warentheorie des Geldes: Geld ist eine Ware wie jede andere, wenn auch mit einigen Besonderheiten. Die zweite Erklärung stammt von dem deutschen Ökonomen Friedrich Georg Knapp; sie wird am kürzesten durch den ersten Satz seines Hauptwerkes wiedergegeben: „Geld ist ein Geschöpf der Rechtsordnung“. Geld werde in seiner Rechnungseinheit und seinem Wert durch den Staat bzw. eine Zentralbank festgelegt. Diese zweite Erklärung wird heute vielfach geteilt, während der erste Erklärungstypus von jenen vertreten wird, die in der staatlichen Geldpolitik einen Missbrauch sehen und für die nur Gold oder ein anderes Edelmetall wirkliches Geld darstellt.

Ich greife zunächst die Theorie von Carl Menger auf. Auch wenn er dieses Wort nicht verwendet – das haben erst seine Schüler Ludwig v. Mises und Friedrich A. v. Hayek getan –, so kann man seine Erklärung als *Evolutionstheorie* bezeichnen. Viele Ökonomen haben bemerkt, dass ein allgemeiner Tausch *ohne* Geld nicht möglich ist. Die Schwierigkeit, einen Tauschpartner zu finden, der genau das Gut in der Menge benötigt, das man selbst besitzt und der obendrein seinerseits exakt das je eigene Gut in der verfügbaren Menge verlangt, diese Schwierigkeit ist unüberwindlich. Es mag zufälligen, vereinzelt Austausch geben,

nicht aber *allgemeinen*, systematische entfalteten Tausch ohne Geld. Traditionell sagten dann viele Autoren: Irgendjemand hat eben das Geld erfunden – und Voilà, es war da. Das ist keine Erklärung. Denn Geld wird ja *allgemein* verwendet. Weshalb sollte, selbst unterstellt, jemand hätte sich das Geld ausgedacht, irgendein Ding, eine Ware plötzlich von allen akzeptiert werden, und weshalb sollten alle Marktteilnehmer plötzlich die Funktion von Geld verstehen?

Menger löst das Problem so: Er geht aus von den unüberwindlichen Schwierigkeiten des Tauschs, die er ausdrücklich zugesteht. Doch in einer großen Tauschgesellschaft hätten irgendwann Pioniere einen Trick entdeckt: Den *indirekten* Tausch. Wenn man das Gut A besitzt und Gut B eintauschen möchte, aber kein entsprechender Tauschpartner in Sicht ist, so kann man A *zunächst* in ein anderes Gut C umtauschen, für das sich ein solcher Partner findet, und dann ein Gut D usw. Schließlich gelangt man an ein Gut, mit dem sich die begehrte Ware B eintauschen lässt. Das ist zunächst noch umständlich; doch dabei entdecken die Tauschenden ganz ohne Absprache, gleichsam blind tastend (wie die Evolution in der Natur), dass sich einige Waren besonders *leicht* wieder eintauschen lassen; vielleicht weil sie viel verwendet, besonders begehrt oder sehr haltbar sind. Es bilden sich also besondere Güter heraus, die im indirekten Tausch gerne akzeptiert werden. Nun ahnt man die Lösung: Einige Güter erweisen sich als besonders vorteilhaft und besonders begehrt, und so bildet sich im Wettbewerb der begehrten Güter schließlich *ein* besonderes Gut heraus, das von allen akzeptiert wird – das Geld.

Dieser Gedanke ist zweifellos suggestiv, weshalb er oft wiederholt wurde. Aber er ist nicht haltbar. Nicht nur aus historischen Überlegungen – niemand kann die Anfänge des Geldwesens wirklich bis zu diesem hypothetischen Stadium zurückverfolgen –, sondern vor allem aus *logischen Gründen*. Menger macht stillschweigend eine *undenkbare Voraussetzung*. Er sagt ja, dass *ohne Geld* ein allgemeiner Tausch gar nicht möglich sei. Wie also soll dann eine *große, umfassende* Tauschgesellschaft existieren – ohne Geld? Solch eine große, allgemeine Tauschgesellschaft ist aber vorausgesetzt, weil sich nur *in ihr* durch Evolution eine besondere Ware „Geld“ entwickeln kann. Also, so lautet die Schlussfolgerung, kann es ohne Geld gar keine umfassende Tauschgesellschaft geben, *in der* sich erst das Geld evolutionär entwickelt. Die Ableitung des Geldes landet also bei einer Unmöglichkeit oder bei einem Zirkel: Geld entsteht, wenn es schon Geld gibt.

Die zweite, von Knapp vorgetragene Ableitung des Geldes scheint auf den ersten Blick in einer günstigeren Position: Knapp sagt ja, dass das Geld nicht einfach „entstehen“ kann; Geld ist ein Geschöpf des Staates, einer Rechtsordnung. Es muss schon einen Staat geben, damit es Geld geben kann. Der Staat kann dann verfügen, dass eine formal definierte Einheit – auf einer Münze oder auf Papier – als Geldeinheit gilt und legt dies per Gesetz fest. Faktisch geschieht das heute ja durchaus so durch entsprechende Gesetze in den USA, Europa, Japan usw. Jede Nation oder jeder Staatenbund wie die EU vereinbart durch ein Zentralbankgesetz eine gemeinsame Währung, die fortan als Rechnungseinheit dient.

Doch so unmittelbar einleuchtend dieser Gedanke zu sein scheint, er krankt an einer ähnlich unhaltbaren Voraussetzung wie die Theorie Mengers. *Erstens* geht der Welthandel über die staatlichen Grenzen hinaus, und es gibt keinen Weltstaat, der Gold oder eine nationale Währung als Weltgeld dekretieren könnte. *Zweitens* kann auch ein einzelner Staat nur eine Geldeinheit für eine *Gesamtheit von Tauschprozessen*, also für eine bereits existierende Wirtschaft definieren. Beim Übergang von der D-Mark oder vom Schilling zum Euro war das na-

türlich der Fall; es gab ja schon eine Währung. Auch bei den ersten Banken, die Papiergeld emittierten, war das so: Es gab bereits Gold als Währung, also eine große Tauschgesellschaft, die bereits Geld verwendet hat. Der Staat kann Geld definieren, aber er kann nicht zugleich eine ganze Wirtschaft aus dem Hut zaubern, in der dieser Tausch stattfindet. Und eine große, arbeitsteilige Wirtschaft gibt es nicht ohne Geld. Auch diese, die chartalistische oder nominalistische, Theorie des Geldes scheitert also an einem Zirkel: Geld ist immer schon vorausgesetzt.

Man kann sich die Schwierigkeit leicht empirisch klarmachen: Wenn bei einer hohen Inflation niemand mehr bereit ist, staatliches Geld anzunehmen, weil es wertlos geworden ist, dann hört die Definitionshoheit des Staates auf. Niemand gehorcht ihr. Hier zeigt sich das nämliche Problem wie bei Menger: Nur wenn viele Menschen Geld – als Ware oder Papiergeld – anerkennen, dann gibt es Geld. Wir bewegen uns also in einem unvermeidbaren Zirkel. Es ist kein logischer Mangel, sondern liegt in der Natur des Geldes selbst: Man kann das Geld nicht auf etwas anderes zurückführen, ohne es *stillschweigend* immer schon vorauszusetzen. Das gilt auch für Erklärungsversuche, die bei spezifischen Eigenschaften der Menschen ansetzen und sagen, es läge eben in deren Natur, Nutzen und Kosten (psychologisch mit „Lust und Leid“ übersetzt) rational abzuwägen. Sie trügen also das Geld schon in ihrer Ratio, in ihren Genen. Es ist offensichtlich, dass auch diese Erklärung – im angloamerikanischen Sprachraum unter dem Namen „Utilitarismus“ eine weit verbreitete Morallehre – zirkulär ist. Wer innerlich Nutzen und Kosten, Lust und Leid gegeneinander abwägt, der denkt schon in einer *vergleichbaren Einheit*, er denkt schon in Geld. Das römisch-lateinische Wort „Ratio“ verrät zudem unmissverständlich seine Herkunft: Es bedeutete ursprünglich *kaufmännische Rechnung*.

Zirkel in der Gesellschaft und im Denken

Etwas, das man nicht aus etwas anderem ableiten kann, bleibt merkwürdig unbestimmt. Und tatsächlich ist das die Pointe beim Geld: Es ruht nicht auf dem festen Fundament einer genetischen Eigenschaft, einem objektiven Wert von Gold oder von Immobilien und Grundstücken (vgl. die „Rentenmark“ Anfang 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts). Der Wert des Geldes hängt seltsam „in der Luft“ – wie eine Luftspiegelung, eine *Fata Morgana*, wie eine Illusion.

Um dies genauer zu erläutern, verweise ich zunächst auf eine eigentümliche *logische* Schwierigkeit. Am Geld wird ein Phänomen besonders deutlich, das sich auch häufig in anderen Bereichen der menschlichen Gesellschaft zeigt, das aber zugleich ebenso regelmäßig miss- oder gar nicht verstanden wurde. Die hier vorliegende Schwierigkeit lässt sich am besten an einer alten, scheinbar paradoxen Formulierung erläutern. Man findet diese Formulierung sowohl in einem Fragment von Heraklit wie in einem Text des indischen Philosophen Nagarjuna. Beide sagen: Dies, dass ein Vater gerade *Vater* ist, wird vom Kind gezeugt. Das ist zunächst wie ein Schlag ins Gesicht, eine völlige Umkehrung dessen, was man gewöhnlich denkt. Es ist doch der Zeug-Vater mit der Mutter, der für die Geburt des Kindes verantwortlich ist, auch wenn er sich dieser Verantwortung gelegentlich entzieht, nicht aber umkehrt.

Doch Heraklit und Nagarjuna wollen auf etwas anderes hinaus, auf die Logik, in der wir hier denken. Man kann den Begriff „Vater“ oder „Mutter“ nur denken, wenn man „Kind“ mitdenkt. Ein Mann ist nur Vater, eine Frau nur Mutter, wenn sie ein Kind haben. Erst das Kind macht

einen Mann zum Vater und eine Frau zur Mutter. Einmal in diese soziale Relation eingetreten, kann man nicht mehr austreten: Auch der Vater eines verstorbenen Kindes bleibt dessen Vater. Umgekehrt kann man natürlich auch „Kind“ nicht denken ohne Vater und Mutter. Es gibt also sehr merkwürdige soziale Beziehungen, die man nur dadurch versteht, dass man sich in einen Zirkel begibt: Die Mutter ist nur Mutter durch das Kind; das Kind ist nur Kind durch die Mutter. Die traditionelle Logik spricht hier von einem Zirkel – doch dieser Zirkel ist *real*. Es gibt solche Zirkel auch in anderer Form in der menschlichen Gesellschaft. Besonders deutlich wird es am Phänomen der Macht. Ich kann mich hier auf eine ausgezeichnete Zeugin berufen, Hannah Arendt, die in ihrem Buch „Macht und Gewalt“ diesen Zusammenhang sehr klar herausgearbeitet hat. Hannah Arendt sagt, dass *Machtverhältnisse* immer zweiseitig und zirkulär sind. Der Herr hat nur Macht über den Sklaven, wenn sich der Sklave auch als Sklave versteht. Er muss sich *unterwerfen*, damit der Herr herrschen kann.

Das gilt für jede Form von Macht. Man konnte dies wie in einem historischen Labor beim Zusammenbruch der DDR sehr gut beobachten. Was gestern noch als eine bedrohliche Macht erschien, brach nach einigen Wochen der Demonstrationen wie ein Kartenhaus zusammen, weil die Bürger aufhörten, die Herren *als* Herren zu akzeptieren. Es gibt nur Herrschaft, wenn es Menschen gibt, die sich einem „Herren“ unterwerfen. In Demokratien hat man dies – wenigstens im Prinzip – verstanden und in der Wählbarkeit der Regierenden zum Ausdruck gebracht. Man kann zwar durch nackte Gewalt Menschen einschüchtern und ihnen allerlei antun; doch man kann nicht deren *Unterwerfung* erzeugen. Macht beruht immer auch auf der *bewussten* Unterwerfung oder Anerkennung. Keine Gewalt kann das kausal erzeugen. Darüber staunte schon David Hume, wenn er sagte, dass selbst die despotischste Regierung letztlich auf der bloßen Meinung der Untertanen beruht. Ändert sich deren Meinung, kündigen sie die Untertanenschaft auf, so verschwinden auch die Herrscher.⁶

Es ist wichtig, diesen logischen Zusammenhang klar zu erkennen, denn eben dieselbe logische Struktur, dieselbe Form des Gedankens ist notwendig, um das Geld zu verstehen. Es kommt nicht darauf an, ob ein König durch Herkunft, Gottes Gnade, Blutlinie und was Monarchisten hier alles anführen mögen, gleichsam „substanziell“ eine Königsnatur besitzt. Es ist hinreichend, allerdings auch notwendig, dass sich das Volk zu ihm *als Untertan* verhält. Nicht was ein König „ist“, macht ihn zum König, sondern was die Menschen *glauben*, dass er sei, setzt und hält ihn auf dem Thron.⁷

Die beiden amerikanischen Sozialpsychologen Dorothy S. Thomas und William I. Thomas verwenden in diesem Zusammenhang eine suggestive Formel, die das erläutern kann:

„If men define situations as real, they are real in their consequences.“⁸

Das bedeutet: Es kommt für die Handlungen der Menschen nicht darauf an, was irgendein Ding letztlich und wirklich „ist“, es kommt darauf an, was die Menschen *glauben*, dass ein Ding sei. Das bestimmt ihr Bewusstsein und damit ihre Handlungen. Wenn jemand glaubt,

⁶ Vgl. D. Hume (1980), Bd. I, S. 25.

⁷ Vgl.: „Dieser Mensch ist z.B. nur König, weil sich andre Menschen als Untertanen zu ihm verhalten. Sie glauben umgekehrt Untertanen zu sein, weil er König ist.“ K. Marx, Das Kapital, MEW 23, S. 72, Note.

⁸ W. I. Thomas, D. S. Thomas (1928), S. 572.

dass der Teufel im Zimmer ist und ein Tintenfass nach ihm wirft, dann wird die Wand von Tinte befleckt sein, gleichgültig, ob der Teufel eine Realität oder eine Einbildung war. Die Konsequenzen einer geglaubten Illusion sind durchaus real.

Das Geld als zirkuläre Illusion

Nach diesen vorbereitenden Bemerkungen dürfte es nun sehr viel leichter fallen, die These, dass auch das *Geld* in seinem innersten Wesen solch eine Illusion ist, zu akzeptieren. Glücklicherweise ist das Geld ein Gegenstand, den man nicht mit einem weißen Kittel, im Schutzanzug mit einer komplizierten Laborapparatur suchen muss. Geld funktioniert genau dort, wo wir uns alltäglich bewegen. Jeder versteht auf *irgendeine* Weise, wie man Geld verwendet, wozu es benutzt wird; schon Kinder, die sonst in der Schule schlechte Noten im Rechnen haben, verstehen ganz genau, was es bedeutet, über viel Geld zu verfügen. Geld ist der Sprache verwandt. Jeder, der über die Sprache nachdenkt, spricht schon – wenigstens im inneren Dialog. Doch die Sprache erscheint sehr vielfältig und weist weltweit und regional erhebliche Unterschiede auf. Die Geldverwendung dagegen, mag auch das Geldzeichen verschieden sein, unterscheidet sich auf dem ganzen Globus nicht. Wer versteht, wie man Dollars verdient und wieder ausgibt, kann das sofort mit Euro, Rubel oder Yen. Der Grund dafür liegt – logisch ausgedrückt – im hohen Abstraktionsgrad des Geldes. Das Geld hat, wenn man es untersucht, *fast* keinen Inhalt. Genauer, sein Inhalt deckt sich mit den aufgedruckten Zahlen auf den Geldscheinen. Hat man sich erst einmal auf eine Geldeinheit festgelegt, so kann man mit dem Geld so verfahren, wie dies jeder in der Schule in der Arithmetik gelernt hat. Es genügen die Grundrechenarten und etwas Potenzrechnung, wenn es um Zinsen und Renditen geht.

Geld wird also *praktisch* in seinem Wert durch alltägliches Handeln *anerkannt*. Wie? Einfach dadurch, dass wir mit ihm hantieren, d.h. mit ihm rechnen. Es ist die millionenfache alltägliche Handlung, die dem Geld seinen alltäglichen Wert verleiht. Aber, so wird man sogleich einwenden, die Menschen rechnen doch nur in Geld, *weil* Geld einen Wert *hat* – jedenfalls glauben sie das. Alle sind davon überzeugt, dass Geld von sich her einen Wert besitzt, ein Wert, der jedem geläufig ist, der mit dick gefüllter Geldbörse oder einer Kreditkarte mit hohem Limit ein Kaufhaus betritt. Man kann sich jedoch sehr leicht davon überzeugen, dass das eine Illusion ist. Wenn man in einem alten Buch Geldscheine findet, die z.B. auf Reichsmark lauten, so mag man bei einem Antiquar dafür noch ein paar Cent bekommen – doch die aufgedruckte Summe hat gänzlich ihren Wert verloren. Die Übergänge sind fließend, und man kann sie bei einer Inflation sehr genau beobachten: Schrittweise verliert Geld an Wert, weil die Menschen es nicht mehr als wertvoll erachten, rasch ausgeben und ihm am Ende ganz das Vertrauen entziehen.

Geld gilt nur, Geld hat nur einen Wert, wenn alle auf den Märkten es *als* Wert anerkennen. Kein Staat kann das verordnen. Umgekehrt: Geld wird nur anerkannt, wird nur allgemein angenommen, *weil* jedermann glaubt, dass es von sich her einen Wert besitze. Das ist ein Zirkel, durchaus verwandt zu jenen Zirkeln, die ich oben erwähnt habe: Vater und Kind, Herr und Sklave, König und Untertan usw. Das Geld herrscht auf den Märkten, weil die vielen Marktteilnehmer an seinen Wert glauben; sie glauben an seinen Wert, weil es herrscht. Dieser Zirkel wird nur in Krisen oder Inflationen offenbar. Alltäglich bleibt dieser Zusammenhang verborgen. Was aber ist die Natur eines Dings, das nur dadurch existiert, dass alle daran

glauben? Es ist eine Illusion. Allerdings eine Illusion, die objektiv herrscht, die durch die Köpfe der Menschen hindurch Macht ausübt.

Marktzutrittsschranken und das Streben nach Geld

Damit komme ich zurück zu meinen eingangs gemachten Beobachtungen zu Geldgier. Obwohl sich das Geld als eine objektive, sehr mächtige Illusion erweist, wird es zum allgemein begehrten Gut. Dafür gibt es sicher auch psychologische Gründe, und man kann mit Keynes die Geldgier auch „pathologisch“ nennen. Wenn man in Ruhe von außen das Treiben der Händler auf Aktien- oder Rohstoffbörsen verfolgt, so drängt sich einem unvoreingenommenen Beobachter tatsächlich die Diagnose auf: Dort herrscht eine kollektive Hysterie. So wahr dieser medizinische Befund sein mag, so wenig erklärt er. Verrücktheit, abnormes Verhalten setzt ja voraus, dass es anders ist als die Normalität. Doch diese hysterische Verrücktheit an den Börsen *ist* die Normalität im entfalteten Kapitalismus, *ist das*, was Keynes eine ekelhafte Krankheit nannte.

Nun gibt es zur Erklärung dieser Krankheit aber tatsächlich *objektive Gründe*, die nicht psychologischer oder medizinischer Natur sind. Hierzu muss ich nochmals auf die Eigenschaften des Geldes genauer eingehen. Das Geld, wenn es einmal existiert und von vielen anerkannt ist, erfüllt zweifellos viele Funktionen. Die Lehrbücher nennen hier als Geldfunktion u.a. die Rechnungseinheit – wir rechnen alle Werte in Geld; die Tauschfunktion – Geld dient dazu, den Tausch zu erleichtern oder überhaupt erst zu ermöglichen; die Zahlungsmittelfunktion – das ist eine juristische Funktion die besagt, dass wir uns mit Geld von Schulden befreien können. Wer etwas kauft oder einen Kredit aufnimmt, tritt in ein Schuldverhältnis ein. Durch Begleichung einer ausgehandelten Geldsumme hört die Schuld auf. Geld befreit von Schuld. Bei diesem bunten, zu verlängernden Katalog an Geldfunktionen wird in der Regel eine, wie ich glaube die wichtigste, vergessen: Geld ist allem anderen voran eine *Marktzutrittsschranke*. Märkte sind durch das Eigentumsrecht geschützt. Es werden auf Märkten viele Waren angeboten – doch allesamt hinter einer Geld-Mauer, auf der Preiszettel kleben. Man kann diese Mauer leicht überspringen, wenn man über *Geld* verfügt, um die geforderten Preise begleichen zu können. Das Eigentum grenzt aber alle Nichtgeldbesitzer aus. Adam Smith gilt vielen als geistiger Vater der modernen Marktwirtschaft; diese Diagnose ist durchaus richtig. Doch eben dieser Adam Smith bewahrte sich einen sehr nüchternen Blick auf die Wirtschaft. Es waren nicht Marx oder Lenin, es war Adam Smith, der schrieb:

„Gesetze und Regierungen können in diesem und tatsächlich in jedem Fall als eine Vereinigung der Reichen betrachtet werde, um die Armen zu unterdrücken und um für sich selbst die Ungleichheit der Güter zu erhalten, die unter anderen Umständen rasch durch die Angriffe der Armen zerstört würde – jener (Armen), die, falls sie nicht von einer Regierung gehindert würden, rasch alle anderen zu einer Gleichheit mit ihnen durch offene Gewalt zwingen würden.“⁹

Das Eigentumsrecht wird durch staatliche Gewalt geschützt. Und dieses Eigentumsrecht errichtet unaufhörlich eine Schranke für den Marktzutritt. Die *Eintrittskarte* zu den Märkten, die das Heben der Schranke bewirkt, ist der Geldbesitz. Wenn sich also die Geldverwendung

⁹ A. Smith (1978), S. 208; meine Übersetzung; vgl. auch A. Smith (1974), S. 605.

in der Gesellschaft universell durchgesetzt hat, wenn sie inzwischen *global* die einzige Form geworden ist, in der die Produktion und Verteilung von Gütern organisiert werden, dann wird zugleich die Geldschranke universalisiert. Da fast 6,5 Mrd. Menschen aber in einer Geldökonomie leben, ist *jedermann* gezwungen, zur Erlangung von Marktzutritt *zunächst* nach Geld zu streben. Und eben dieses Streben ist der objektive Grund für das, was in seiner entfalteten Form dann als *Geldgier* erscheint und subjektiv reproduziert wird. Die Geldgier ist also weder ein angeborener Defekt, eine im „psychischen Apparat“ (S. Freud) wurzelnde Verirrung des Geistes, noch ist die Geldgier eine besondere Eigenschaft einer finsternen Klasse von Dunkelmännern, die sich gegen den guten Teil der Menschheit verschworen hätten. Die Geldgier hat ihren alltäglichen Ort in der Marktzutrittsschranke, vor der *jeder* steht, den nicht ein Millionenerbe von derartigen Sorgen dauerhaft befreit.

Es kommt etwas hinzu. Da ja jeder Geldbesitz auch rasch wieder durch Ausgaben vermindert oder ganz aufgehoben ist, gibt es nur *eine* wirkliche Versicherung dagegen, an den Schranken der globalen Märkte hungern zu müssen: Das ist ein *sehr großer* Geldbesitz. Aus dem scheinbar harmlosen Streben, Geld zu erlangen, um durch Marktzutritt die eigenen Bedürfnisse befriedigen zu können, erwächst gleichsam ganz natürlich das *reine Streben nach Geld*. Diese reine Form, aus Geldbesitz einen *größeren* Geldbesitz zu machen, ist das, was in früheren Zeiten „Wucher“ genannt wurde. „Wucher“ ist tatsächlich der präzise Begriff für das leere Streben nach mehr Geld. Aristoteles nannte dieses Streben, „den Geldbesitz ins Unendliche zu vermehren“, als am meisten gegen die menschliche Natur gerichtet. Warum? Jeder Mensch findet sein Glück und die Befriedigung seiner Bedürfnisse in *bestimmten* Gütern. Alles hat sein Maß, seine Ordnung, und wer dies missachtet, macht sein eigenes Glück unmöglich. Jede Maßlosigkeit führt zur Abhängigkeit und oftmals zur Selbsterstörung.

Das gilt für alle Dinge – nur nicht für das Geld. Beim Geld ist die *Maßlosigkeit* sogar die Regel. Die reine Geldgier erscheint verwirklicht im Zins, im Gewinn. Die *Selbstverständlichkeit*, mit der die Menschen inzwischen erwarten, dass sich eine Geldsumme *verzinsen* müsse, ist die zu einem allgemeinen Vorurteil gewordene Geldgier. Alle Institutionen der Finanzmärkte, die Banken, Börsen usw. – sie sind *Stein, Metall und Computer* gewordene Verkörperungen der Geldgier.

Es kommt noch ein weiterer Punkt hinzu: Geld ist immer auf bestimmte Weise materiell präsent. Die Art dieser Verkörperung ist für seine prinzipielle Funktionsweise von sekundärer Bedeutung: Ob als Goldmünze, Geldschein oder Zeichen auf einem Computerbildschirm. Geld ist, formal ausgedrückt, eine Zahl, an der (in einer bestimmten Rechnungseinheit) ein Eigentumsrecht beansprucht werden kann. Kurz: Geld ist *knapp*. Weil aber das Streben nach Geldbesitz universell entfaltet wird, begegnet sich die Geldgier auf den Märkten sozusagen selber. Der Spiegel der eigenen Geldgier erscheint im anderen, erscheint in der *entfalteten Konkurrenz* aller gegen alle. Da man von Geld nie genug bekommt, ist insgesamt nie genug Geld für alle da. Deshalb wird die Konkurrenz neben der Geldgier zu einem herrschenden globalen Lebensprinzip.

Für Jahrtausende galt die Geldgier – aus der Erkenntnis ihrer Maßlosigkeit und ihrer Folgen – als *irrationale Leidenschaft*. Platon bezeichnete sie als reine Form des niedrigsten Seelenteils der Menschen, der Begierde. Aristoteles und mit ihm das gesamte arabische und europäische Mittelalter betrachteten das reine Streben nach Geld als *wider die Natur*. Im Zins- und Wucherverbot kämpften Fürstentümer, Kirchen, Königreiche und Staaten gegen diese Begierde – vergeblich. Zunächst wurde ein Zinssatz als Höchstsatz – meist 5% – staatlich

fixiert, wenn auch selten eingehalten. Später fiel die Zinsschranke völlig, und in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts hat auch die Katholische Kirche, nachdem Calvin den Wucher schon früher legalisierte, das Zinsverbot gänzlich verworfen. Heute gilt der Wucher, also das Zinsnehmen, nicht nur als Selbstverständlichkeit; diese universelle Form der Geldgier wurde von den Ökonomen sogar als Tugend der „Rationalität“ des *homo oeconomicus* geadelt und ist seither zu einem Gemeinplatz geworden. Nur wenn sich die Geldgier bei einer Person *besonders* auffallend und über das gewöhnliche Maß hinaus zeigt, dann erfolgt ein Nase-rümpfen oder ein Protest in den Medien. Die alltägliche Institutionalisierung der Geldgier in den Finanzmärkten bemerkt man kaum noch, und Schlagzeilen wie: „Es ist die nackte Gier!“ finden sich nur dann, wenn der Geldgier eine *Krise* auf dem Fuße folgt.

Die Quellen von Zins und Gewinn

Welche Folgerungen ergeben sich nun, wenn die hier vorgelegte These vom Geld als globaler Illusion und der Geldgier als universeller Grundlage aller Marktteilnehmer richtig sind? Es sind wenig erbauliche Folgerungen. Zugleich wird erkennbar, dass vieles von dem, was als „neue Unübersichtlichkeit“ bezeichnet wurde, sich auf überraschend einfache Weise verstehen und erklären lässt. Wenn Geld die Welt regiert, dann regiert nicht nur eine zerbrechliche Illusion, es regieren in der Folge – und dies kraft dieser Illusion – in wachsendem Umfang eine irrationale Leidenschaft (die Geldgier) und alle Varianten von Konkurrenz zwischen Individuen, Gruppen, Organisationen und Staaten. Ich kann es kurz und knapp sagen: Wie sieht wohl ein Planet aus, auf dem die Menschen ihre Beziehungen untereinander über eine Illusion, über Gier und Konkurrenz abwickeln? Man lese eine Tageszeitung und erhält die Antwort. Ich möchte das aber doch noch etwas genauer begründen.

Eine Frage ist nämlich bislang noch unbeantwortet geblieben: Wenn die universalisierte Geldgier in vielfältigen Formen nach immer *mehr* Geld strebt, so muss dieses Streben ja auch *verwirklicht* werden. Nach mehr Geld zu streben ist eine Sache, darin erfolgreich zu sein eine ganz andere. Es gibt immer wieder konjunkturelle Phasen, da glauben alle Tellerwäscher, sie würden morgen an den Börsen Millionäre. Übermorgen waschen sie dann immer noch die Teller und einige frühere Millionäre haben sich dazu gesellt. Wirtschaftlicher Erfolg lässt sich nicht einfach *herstellen*. Wie aber funktioniert dann diese Ökonomie des Kapitalismus, der jährlich wachsende Gewinne hervorbringt – wenn auch auf immer weniger Köpfe verteilt?

Eine allgemeine und gründliche Antwort auf diese Frage erfordert eine sehr umfangreiche Erörterung. Man kann es allerdings auch relativ knapp und einfach sagen und (so hoffe ich) verständlich machen. Dazu blicken wir zunächst auf die Konkurrenz. Was meinen wir eigentlich mit „Konkurrenz“? Ich spreche nicht von einer Psychologie des *Neids*, sondern von einer praktisch-wirtschaftlichen Funktion. Wenn irgendwo in der Wirtschaft ein Gewinn entsteht, wenn die Preise, Löhne oder Einkommen steigen, dann lockt das sofort andere an, die daran teilhaben wollen. Branchen mit hohen Gewinnen locken Investoren an, in Sektoren mit steigenden Preisen vermehrt die Zahl der Anbieter, und steigende Löhne bei bestimmten Berufen machen sie zu „Modeberufen“ und viele wollen sie ergreifen. Die Wirkung ist überall dieselbe: Die neuen Wettbewerber führen dazu, dass die Gewinne und die Preise unter Druck geraten und schließlich sinken. Denkt man sich eine Wirtschaft, in der es *nur* reinen Wettbewerb gibt – es ist jenes Modell, das als Grundlage der Volkswirtschaftslehre gelehrt wird –,

so würden aufgrund dieser Logik früher oder später alle Gewinne im Wettbewerb wegschmelzen. Woher kommen also immer wieder *neue* Gewinne? Die allgemeine Antwort auf diese Frage lautet: Gewinne entstehen durch *Veränderungen* überkommener Strukturen, Märkte, Vertriebssysteme und Produktionseinrichtungen. Gewinne gehen also aus „Innovationen“ hervor.

Sicher gibt es daneben auch noch Gewinne, die durch einfache Ausbeutung entstehen: Nicht nur durch Kinderarbeit in Sonder-Produktionszonen in Asien oder anderswo, sondern auch durch nackte Gewalt, wie durch eine inzwischen global organisierte Mafia. Man schätzt den Anteil des Verbrechens am Welthandel auf 20-25%. Ausbeutung funktioniert auch bekleidet mit Nadelstreifenanzügen der Manager und Politiker. Wenn, wie in der jüngsten Finanzmarktkrise, große Banken kurz vor der Pleite stehen, weil die Geldgier ihre Manager die Jahre davor blind gemacht hat und sie zu absurden Geschäften trieb, dann springt der *Staat* ein. Nicht in Russland oder China wurden in letzter Zeit sehr große Banken und Finanzdienstleister vom Staat übernommen – es war im Mutterland des Kapitalismus, in den USA. Die Spekulationsverluste werden durch die Steuerzahler ausgeglichen – eine staatlich verdeckte Ausbeutung von Vielen durch wenige, die sich in ihrer Geldgier verspekuliert hatten. Entsprechende Beispiele aus Europa ergänzen das Bild.

Also, Gewinne entstehen immer noch und immer wieder auch durch blanke Ausbeutung, nicht selten unter Mithilfe des Staates. Doch der *regelmäßig* wiederkehrende Gewinn hat eine andere Quelle: Die Innovationen. Dadurch, dass neue Produkte auf den Markt gebracht werden, neue Maschinen oder Organisationsformen die Kosten senken, neue Vertriebssysteme erdacht, neue Kundenwünsche geweckt oder neue Produkteigenschaften auch nur vorgegaukelt werden – durch diesen unaufhörlichen Prozess der Umwälzung werden ebenso unaufhörlich jene Veränderung ausgewählt, die sich gewinnträchtig umsetzen lassen. Viele Neuerungen verschwinden einfach wieder als Flops auf den Märkten. Die universelle Geldgier selektiert jene Neuerungen, die als Innovationen dann auf den Märkten Gewinne zu erzielen erlauben.

Da aber, wie gesagt, jeder Gewinn Nachahmer anlockt, ist kein Gewinn von Dauer. Die Folge ist eine unaufhörliche Veränderung aller Produktionsprozesse, Vertriebssysteme, Kommunikationsformen usw. Der bekannte österreichische Ökonom Joseph A. Schumpeter sprach hier von *schöpferischer Zerstörung*.¹⁰ Das Alte kommt unaufhörlich auf den Prüfstand, Neuerungen werden erprobt und das Alte zerstört, um dem Neuen Platz zu machen. Dieser unaufhörliche Innovationsprozess, gelenkt von dem Streben nach steigendem Gewinn, hat mehr und mehr alle Lebensbereiche der Menschen erfasst und sich auf dem ganzen Globus ausgebreitet. Der Wucht seiner Dynamik hat kein tradiertes System dauerhaft standgehalten. Doch *angetrieben* wird dieser irrwitzige Prozess, auf der Grundlage der Geldillusion, von einer universalisierten Geldgier.

Nun mag man einwenden, dass ich diesen Prozess viel zu negativ beschreiben würde. So sei eben der *Fortschritt*, den der globale Kapitalismus auch in bislang unterentwickelten Ländern zeige. Gefordert sei deshalb Flexibilität und Kreativität. Ich möchte dagegen doch folgendes zu bedenken geben:

- *Erstens* besitzt die menschliche Kreativität noch sehr viel mehr Möglichkeiten als jene, die sich *gewinnträchtig* umsetzen lassen. Die menschliche Kreativität wird in der Ver-

¹⁰ J. A. Schumpeter (1970), S. 137f.

sklavung durch die Geldgier zwar in einigen Bereichen gefördert, als allgemeine menschliche Natur aber vielfältig gehindert und gehemmt. Wer täglich mit 2 Dollar – wie ein Drittel der weltweiten Arbeitskräfte – um immer wieder erneuten und elenden Marktzutritt zu kämpfen hat, dessen Fähigkeiten werden wohl kaum gefördert.

- *Zweitens* gibt es bei dieser fortwährenden *kreativen Zerstörung* nicht nur Gewinner. Die Unternehmen, gelenkt vom Streben nach mehr Geld, verlagern Standorte, erlegen den Mitarbeitern immer neue Belastungen auf und verfügen über die Lebenswelt von Milliarden Menschen, die dabei kein Mitspracherecht haben.
- *Drittens* kennt die schöpferische Zerstörung keine Grenzen. Immer weitere Teile der Natur werden pekuniär ausgebeutet, Eigentumsrechte an allen möglichen Pflanzen oder Gen-Schnipseln angemeldet (meist zum Nachteil der örtlichen Bevölkerung), und vor allem werden durch die globale Konkurrenz die natürlichen Ressourcen über ihre reproduzierbaren Grenzen hinaus erschöpft. Die Konsequenzen für das Weltklima, die Weltmeere und viele lokale Kulturen sind ebenso bekannt, wie ihre *eigentliche* Ursache, die blinde Geldgier, gerne verschwiegen wird.
- *Viertens* macht das universelle Streben nach Verzinsung des eingesetzten Geldes, nach einem Pioniergewinn durch Innovationen vor definitiv *nichts* Halt. Wenn sich ein Vorteil daraus ergibt, dass man traditionelle Moralregeln oder die kaufmännische Redlichkeit unterläuft, so werden solche Regeln aufgehoben. Es gibt global in einem sehr präzisen Sinn eine *De-Regulierung* der tradierten Moralsysteme. Dies zeigt sich nicht nur an den immer wieder die Medien erreichenden Fällen von Korruption, Bilanzbetrug usw., es zeigt sich vor allem an einem wachsenden Verlust in der Geltung moralischer Werte. Das organisierte Verbrechen erweist sich als wichtigste Wachstumsbranche – der osteuropäische Kapitalismus wurde an vorderster Front von früheren, arbeitslos gewordenen Geheimdienstleuten auf illegalen Märkten in neuen Verbrechenersyndikaten aufgebaut.¹¹ Auch der *Krieg* und der *Waffenhandel* sind zu nicht minder wichtigen legalen oder halblegalen Einkommensquellen geworden.
- *Fünftens* hat die globalisierte Geldgier auch die Manipulation in den Medien als wichtige Gewinnquelle entdeckt. Ich kann nur jedermann die Lektüre der Bücher von Edward Bernays, dem eigentlichen Vater der *Public Relations*, empfehlen. Hier wird minutiös und an vielen Beispielen erklärt, wie man die „Massen“ durch Medienlügen zu bestimmten Produkten, Meinungen oder Verhaltensweisen „erzieht“ – allesamt natürlich in profitabler Absicht derer, die PR-Agenturen engagieren. Die Lüge ist zur wichtigen Gewinnquelle geworden. Ob man durch gezielte Gerüchte Aktienkurse, Rohstoffpreise oder Wechselkurse manipuliert – stets sehr gewinnträchtig für jene, die die Lügen verbreiten –, oder ob man einfach die Öffentlichkeit, die Behörden, die Wirtschaftsprüfer und allen voran die eigene Belegschaft durch falsche Zahlen belügt, stets ist es die abhanden gekommene Moral, die sich als Gewinnquelle, als neuer Bewegungsraum der Geldgier erweist.

Bezähmung der Geldgier?

¹¹ Vgl. M. Glenny (2008).

Es fällt schwer, angesichts dieser Prozesse die Indienstnahme der Geldgier als schlaunen Schachzug anzusehen, der für die Menschheit insgesamt einen Fortschritt gebracht habe. Viele Vertreter der Sozialen Marktwirtschaft glaubten, man könne Auswüchse durch einen starken staatlichen Rahmen bezähmen. Doch die Staaten sind selbst Opfer der Geldgier geworden, treten untereinander in einen Standortwettbewerb, in dem sie sich wechselseitig Bedingungen diktieren, die eigentlich niemand haben möchte: Lohnsenkungen, Abbau von Sozialsystemen, völlige Freigabe der Kapitalmärkte usw. Keynes, den ich eingangs erwähnt habe, hat im Anschluss an die zitierte Passage über die Pathologie des Geldes noch einen anderen Gedanken formuliert: Er erkannte zwar die Geldgier, diese „ekelhafte Krankheit“. Aber er glaubte, man müsse sie noch für eine Zeit *in Dienst nehmen*; die Moral müsse noch ein paar Jahrzehnte warten:

„Aber gemacht! Die Zeit für all dies (die neue Moral, KHB) ist noch nicht reif. Für wenigstens weitere hundert Jahre müssen wir uns selbst und andere darauf verpflichten, dass Betrügen fair ist und Fairness Betrug, denn Betrug ist nützlich und Fairness ist es nicht. Gier, Wucher und Sicherheitsstreben müssen noch für ein wenig länger unsere Götter sein. Nur sie können uns aus dem Tunnel der ökonomischen Notwendigkeit hinaus ins Tageslicht führen.“¹²

Die Geldgier, in Dienst genommen, ver helfe uns, wider ihre eigene Absicht, eine höhere Stufe der Kultur zu erreichen. Wenn dann genug Reichtum aufgehäuft ist, wenn Kapital nicht mehr knapp ist und deshalb keinen Zins mehr abwirft, dann können Moral und Vernunft wieder regieren.

Ich fürchte, Keynes hat sich gründlich geirrt. Nicht nur hat ihn die Geschichte widerlegt – der zitierte Passus stammt aus dem Jahr 1930; es zeichnet sich nirgendwo das ab, was Keynes versprach, obwohl die angenommenen hundert Jahre schon bald vorüber sind. Der Grund für seinen Irrtum liegt im Missverständnis dessen, was das Geld ist. *Die Geldgier lässt sich nicht in Dienst nehmen, solange das Geld als Illusion regiert*. Das Geld hat die Menschen dazu verführt, alle Lebensbereiche einer Rechnung zu unterwerfen und durch Zahlen zu kontrollieren. Die moderne Naturwissenschaft ist weit mehr ein Kind der kaufmännischen Unterwerfung der menschlichen Produktion unter die Kontrolle der Buchführung als ein einfacher Ausfluss wissenschaftlicher Neugier. Die unentwegt neu entstehende Geldgier, die ihren objektiven Grund in der Geldfunktion der *Marktzutrittsschranke* besitzt, ist die eigentliche Triebkraft, nur jene Denkformen zu reproduzieren – in der Forschung, privat, in den Medien –, die ihr nützlich sind. Die Religionen können hier durchaus profitabel eingebunden werden; amerikanische Fernsehpastoren verstehen sich glänzend darauf, Gnade als Gewinn zu vermarkten. Doch der Geldgott duldet andere Götter nur als dienstbare Geister unter sich und hat in einem Jahrhunderte währenden Kampf nicht nur jede Beschränkung des Wuchers, sondern auch hemmende Moralregeln beseitigt. Es ist deshalb kein Zufall, dass der verbliebene Widerstand gegen die irrationale Leidenschaft der Geldgier sich seinerseits in einer, heute vorwiegend islamistischen Irrationalität wiederfindet. Auch der Kommunismus war solch ein Versuch des Widerstands. Bislang sind, wie die Entwicklung in Russland und China bezeugen, derartige Versuche, die Geldgier zu fesseln oder gar zu beseitigen, gründlich gescheitert.

¹² J. M. Keynes, CW IX, S. 331; meine Übersetzung.

Meine Absicht in den vorhergehenden Zeilen war nicht die Entwicklung einer *Therapie* – dies kann nur der zweite Schritt sein –, sondern die Formulierung einer *Diagnose*. Diese Diagnose lautet: Sehr viele der zu beobachtenden globalen Probleme sind eine einfache Konsequenz der Tatsache, dass die Menschen einer Illusion das Regiment über den Planeten anvertraut haben, die durch massenhaften Glauben an sie in ihrem Schoß unentwegt Geldgier und Konkurrenz und die allgemeine De-Regulierung tradierter Natur- und Kulturformen hervorbringt. Und in einem wiederkehrenden Zyklus bricht diese Illusion zusammen und treibt in Finanzmarktkrisen ganze Volkswirtschaften in den Ruin. Solange wir das Geld in seiner Funktion, unsere Beziehungen unter dem Mantel eines illusionären Wertes abzuwickeln, nicht erkennen, sind alle Reformbemühungen nur der Versuch, Symptome zu bekämpfen. Wenn eine *moralische* und *vernünftige* Ordnung der Maßstab menschlicher Gesellschaften sein soll, dann darf diese Moral ihre Begriffe nicht aus der Buchführung als Bilanzierung von Vor- und Nachteilen importieren. Und die Vernunft bedarf einer erneuten Selbstkritik, um die Spuren jener „Ratio“ in ihr aufzudecken, die sich einer gleichgültigen und berechnenden, also dem Geld abgeschauten Haltung den Menschen und der Natur gegenüber verdankt. Geld ist also eine globale Illusion, und Illusionen haben eine große Macht. Doch es bleiben *Illusionen*. Es genügt, sie *als* Illusionen zu durchschauen, um die Macht über sie wiederzuerlangen. Und das ist doch eigentlich eine gute Nachricht – vor allem in Zeiten einer globalen Geldkrise.

Literatur

- Aristoteles (1969): Nikomachische Ethik, übers. v. Franz Dirlmeier, Stuttgart
- Aristoteles (1973): Politik, übers. v. Olof Gigon, München
- Arendt, H. (1970): Macht und Gewalt, München-Zürich
- Bernays, E. (2005): Propaganda, New York
- Brodbeck, K.-H. (2000): Die Macht des Scheins in der Wirtschaft; in: C. Urban, J. Engelhardt (Hrsg.), Wirklichkeit im Zeitalter ihres Verschwindens, Münster-Hamburg-London, S. 129-147
- Brodbeck, K.-H. (2002): Der Zirkel des Wissens. Vom gesellschaftlichen Prozeß der Täuschung, Aachen
- Brodbeck, K.-H. (2007): Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie. Eine philosophische Kritik der modernen Wirtschaftswissenschaften, 3. Aufl., Darmstadt
- Brodbeck, K.-H. (2009) Die Herrschaft des Geldes. Geschichte und Systematik, Darmstadt
- Glenny, M. (2008): McMafia. Die grenzenlose Welt des organisierten Verbrechens, München
- Hume, D. (1988): Politische und ökonomische Essays, hrsg. v. Udo Bermbach, zwei Bände, Hamburg
- Keynes, J. M. (1971ff): The Collected Writings, London-Basingstoke (= CW)
- Knapp, G. F. (1921): Staatliche Theorie des Geldes, 3. Aufl., München-Leipzig
- Marx, K.; F. Engels: Werke, hrsg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin 1956ff. (= MEW)
- Menger, C. (1970): Geld; in: Schriften über Geldtheorie und Währungspolitik, Gesammelte Werke Bd. IV, Tübingen, S. 1-116
- Nagarjuna (2002): Vigrahavyavartani, hrsg. v. Kamaleswar Bhattacharya, Delhi
- Oresme, Nicolas von (1994): Traktat über Geldabwertungen, übers. v. Wolfram Burckhardt, Berlin
- Schumpeter, J. A. (1970), Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, 3. Aufl., München
- Simmel, G. (1977): Philosophie des Geldes, 7. Aufl., Berlin
- Smith, A. (1974): Der Wohlstand der Nationen, übers. v. Horst Claus Recktenwald, München
- Smith, A. (1978): Lectures on Jurisprudence, hrsg. v. R. L. Meek, D. D. Raphael, P. G. Stein, Werke Bd. 5, Oxford
- Thomas, W. I.; D. S. Thomas (1928): The Child in America: Behavior Problems and Programs, New York
- Walker, F. A. (1892): Political Economy, 3. Aufl., London

Homepage:

www.khbrodbeck.homepage.t-online.de